Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Vom schweizerischen Büchermarkt
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575073

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bodenbewegung bemerkbar. Der Besitzer des obersten Häuschens am Berge hatte schon einige Tage vor dem verhängnisvollen 2. September seine Wohnung abgebrochen und das Holzwerk an eine ihm sicherer scheinende Stelle beiseite geschafft. Den ganzen Vor- und Nachmittag des 2. September fanden an den Hängen des Roßberges kleinere Felsabbrüche statt, und man vernahm anhaltendes Getöse im Bergesinnern. Bald nach vier Uhr öffnete sich zu oberst am Berge eine riesige Spalte, die mit jedem Augenblick tiefer, breiter und länger wurde. Die so abgetrennte Felsenschicht fing an zu Tal zu rutschen, die Bewegung wurde immer schneller, die Felsmasse zerschlug sich unterwegs in Tausende von kolossalen Blöcken und bildete einen gewaltigen Steinstrom, der mit furchtbarem Getöse strahlenförmig auseinanderschoß." Die Wucht des aus einer Höhe von etwa tausend Meter kommenden Sturzes war so gewaltig, daß die Steinwelle am gegenüberliegenden Hange der Rigi mehrere hundert Meter weit aufwärts getrieben wurde. Mit einem Schlage war das vordem so blühende Gelände von Goldau vernichtet und waren drei stattliche Dörfer samt ihren Bewohnern unter der dreißig bis fünfzig Meter hohen Trümmerschicht begraben worden. In den Dörfern Goldau, Unterröthen und Busingen waren hundertelf Wohnhäuser, zwei Kirchen und zweihundertzwanzig Scheunen und Ställe vernichtet und unter ihnen vierhunderteinundsiebzig Menschen begraben worden, von denen vierzehn noch lebend ausgegraben werden konnten. Die meisten liegen heute noch an der Stelle, auf der sie der Tod ereilt hat; denn es war unmöglich, in der festgefügten Trümmerschicht Ausgrabungen vorzunehmen. Auch von den Baulichkeiten und den beiden Kirchen hat man sozusagen keine Spuren mehr entdeckt. Die Ausbruchnische am Roßberg ist heute noch sehr deutlich zu erkennen, sodaß die Abbruchmenge leicht festzustellen war. Es war eine Schicht von dreihundertzwanzig Meter Breite, zweiunddreißig Meter Dicke und tausendfünfhundert Meter Länge, sodaß sich eine Masse von fünfzehn Millionen Kubikmetern auf das Tal niederstürzte.

Heute ist Goldau an seiner frühern Stelle neu erstanden und infolge seiner günstigen Lage als Bahnknotenpunkt ein rasch aufblühender Ort geworden. Die Gotthardbahn führt mitten durch das Trümmerfeld, und zu beiden Seiten gewahrt der Reisende die hausgroßen, aufeinandergetürmten Blöcke, zwischen denen die Menschen sich wieder anzusiedeln beginnen, während hoch oben vom Roßberg der gähnende Schrund als warnendes Zeichen herniederdräut.

Anton Krenn, Zürich.

Vom schweizerischen Büchermarkt.

Nachdruck verboten.

III.

Wer wenig Zeit zum Lesen hat, der mag schon aus Professor Dubois' anspruchsloser Broschüre wackern Gewinn holen. Wer mehr Zeit, wer schlaflose Nächte hat oder das Bedürfnis nach suggestivern Ausführungen, wird ihr vielleicht mit Genuß, vielleicht auch mit Anregung und weiterem Nutzen das letzte oder vielmehr, um den deutschen Ausdruck zu brauchen, das neueste Buch von Hilty beifügen: Neue Briefe (Leipzig und Frauenfeld). Wir können die Karriere, die wir Hiltys Buche wünschen, noch weiter begrenzen. Wer seine drei Bände „Glück" gelesen hat und geistig besitzt und praktisch übt, hat dieses Postskriptum nicht mehr nötig, und mancher, der den Brief des weitangesehenen Herrn Professors im letzten Schweizerischen Jahrbuch gelesen hat, wird nichts davon wissen wollen aus Mangel an Zuversicht.

Es ist über jenen Artikel, wie es sich für einen tüchtigen Artikel schickt, viel Freude und Hohn, Aerger und Seufzen gewesen. Das Eigenartige aber war, daß die Freude über des Meisters Gegner kam, das Seufzen über seine Freunde, vielleicht nicht über alle, aber über die, welche den Meister gern noch ein wenig unter sich, terre à terre, und noch nicht ganz in jenen Höhen anmutiger Entrückung sehen möchten, in der uns des alten Aristophanes frohes Gaukelspiel den kresseschmausenden Sokrates weist. Die summarische Abneigung gegen soviele tiefernst und ehrlich empfundene und gestaltete Werke im künstlerisch-schöpferischen Leben unserer Zeitläufe führt zu dem Verdacht, es habe sich der Meister aus diesem oder jenem Grunde doch nicht alles auf dieser Erde, die er zu verlassen im Begriff steht und die er mit dem aufrichtigsten Bestreben zu verstehen gesucht hat, so ansehen und erlebnisweise zu Gemüte führen, so unbefangen und so echt in Sinn und Seele aufnehmen und beurteilen können, wie wir's von dem Meister wünschen möchten, dessen Meinung uns in allen Dingen wichtig und oft eine Zuflucht gewesen ist.

Hat der Verfasser jenes Artikels gar manche der guten Geister, die er schon erweckt hat, und zum voraus auch die, die er mit dem vorliegenden Band erwecken könnte, kompromittiert, so stehen doch auch so noch zu viele in seiner Schuld, als daß wir an einer Veröffentlichung, die wie gesagt den Anschein eines Postskriptums hat, ohne Aufenthalt vorbeigehen könnten. Denn einmal: mögen wir ferner mit ihm gehen oder nicht, Hand in Hand oder bloß dieselbe Straße, gleichgültig kann uns dieser Mann nicht mehr werden. Wir bleiben ihm nahe, oder wir möchten wenigstens vernehmen, wohin er des weitern gezogen, was aus ihm geworden ist. Dann ist aber auch in Dankbarkeit daran zu erinnern, mit wie vielen der edelsten Geister aus den ältesten wie den neuesten Zeiten er uns vertraut gemacht hat. Man denke nur an Dante und an Epiktet und an sein selten warmes Verständnis für Cromwell und die Seinen. Aber noch viel weiter hat er uns geführt, zu Geistern, die so weit ab wohnen von der Landstraße unserer engern Kultur. Vor allem ein Großes mag er uns neu vermittelt haben: ein aufrichtig liebevolles, tiefeinsichtiges Finden und Betonen des Positiven, das den Protestantismus und Katholizismus verbindet, was sie einander zu geben und zu lassen haben, was insbesondere der Protestant im historischen Katholizismus — beinahe neu — zu erkennen, zu lernen hat. Weit können wir suchen, bis wir einen Geist finden, der dem Genius beider so gleichmäßig gerecht wird. Hier ist ein Versöhnendes, ein Reichtum, der uns denn doch das einseitige Verhältnis zu Antike und Renaissance und gallischem Geist bis zu einem gewissen Grade verschmerzen läßt.

Die fünf Briefserien behandeln die folgenden Themata: 1. Recht oder Mitleid? 2. Glück im Unglück, 3. Für und gegen die Frauen, mit einem Anhang über Katharina von Genua, 4. Intensiveres Christentum und 5. Paradiso, mit einem Anhang: Aus den Schriften von Jean de Bernières-Louvigni. Der Vortrag ist schon durch seine reiche Gliederung in zusammen sechsundsechzig meist kurze und zwanglose Briefe ein sehr beweglicher; er gewinnt noch an Abwechslung und Pointierung durch die Verschiedenheit der mehr oder weniger fiktiven Personen, mit denen der Verfasser korrespondiert. Das Gefühl, es handle sich jeweilen wieder um die Beantwortung einer Epistel, ist, mit oder ohne Absicht, nicht immer gleich überzeugend festgehalten, immerhin aber genügend, um eine ermüdende Abhandlungsmanier auszuschließen. Jedenfalls behält man den Eindruck, daß dem Verfasser, aus seiner weitverzweigten brieflichen Seelsorge, bedeutsames Material zur Anregung und weitgehenden Verwertung vorgelegen habe. Der Eindruck, daß wir es hier nicht nur mit unserem Professor und seinen Heiligen und Helden, Propheten und Weisen, sondern mit allerhand wenn auch unbekannten, doch im ganzen gleich uns leidenden, sehnenden, hoffenden, fragenden, kranken und gesunden Menschen, mit dem mannigfaltigen Verkehr und der reichen Erfahrung eines liebevoll teilnehmenden und sorgenden Beraters zu tun haben, ist mit einem Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht, der keine Monotonie aufkommen läßt. Das Büchlein liest sich sehr leicht, so leicht eben, ja wohl noch leichter, als es, im guten Sinn, mit der ernsten Schwere des Stoffes, mit den unergründlichen Tiefen und unersteigbaren Höhen seiner Aufgabe vereinbar scheinen möchte. Das eine ist an Damen, das andere an Herren gerichtet, das eine ist zu jüngern, das andere zu Leuten erfahrenern Alters gesprochen. Hier ist ein Kollege der Korrespondent, dort ein Kandidat des Pfarramts.

Es fehlt uns hier der Raum, die einzelnen Traktate nach ihrem Gedankengang zu verfolgen. Wir werden uns mit einem Versuch bescheiden müssen, sie in kurzer Uebersicht durch Nennen einiger Punkte und das eine und andere Zitat zu charakterisieren. Wer des Verfassers Art kennt, wird sich das knappe

Gerüst zum guten Teil selbst ausbauen können. Wer ihn nicht kennt, mag sich damit orientieren, ob und wo seine Teilnahme an diesen Diskussionen einsetzen wollte.

„Recht oder Mitleid?" Die Frage ist eine der brennendsten gerade unserer Zeit. Unsere Rechtsphilosophie ist, besonders unter dem Einfluß der Aerzte und der Soziologen, schon einen weiten Weg gegangen in der Richtung jenes Wortes von Madame de Staël: Tout comprendre est tout pardonner. Schon mehren sich die Stimmen der Bedächtigen mit ihrem Quousque tandem. Schon sehen viele unsere Gesellschaft in ihren eigentlichen Grundlagen bedroht durch die Zunahme einer bald wissenschaftlicher, bald sentimentaler begründeten Toleranz gegen das Verbrechen. Unsere öffentliche Meinung, die im Alltagsgebiet der Moral, etwa dem Gebiet des sogenannten Anstands, keine Mücken mehr schlucken mag, will sich nun auch in der Kriminalistik nicht länger mehr das Hinunterwürgen von Elefanten zumuten lassen. Unsere tierschutzfreundliche Zeit verlangt, daß man nun endlich auch wieder an den Schutz des schuldlosen Bürgers denke, auf daß jener schnöde Spaßmacher nicht länger recht behalte, der einem Unkundigen der Fremdwörter das Wort Humanität mit Tierschutz übersetzte.

Nun steht beides gleich außer Zweifel: die Veränderungen in unserem Rechtssinn haben ihre guten und edeln Gründe in dem Mitleid mit dem Unglücklichen, der ein Verbrecher eben immer ist; dann aber ist vielen Symptomen nach wirklich nicht zu verkennen, daß unser Rechtssinn, wie er uns ein unentbehrliches Lebenselement bedeutet, da und dort Gefahr läuft, beirrt zu werden, den Kompaß zu verlieren. Zur Abklärung dieser Frage sucht nun unser Geistlicher und Jurist sein Scherflein beizutragen. Daß es dabei nicht ohne Gemeinplätze abgeht, liegt in der Natur der Sache. Wenn aber Gemeinplätze, wie wir's hier vor kurzem berührten, oft nur der Verwirklichung harrende Wahrheiten sind, so werden wir uns darob nicht aufhalten wollen. Vielleicht werden sie uns in neue, vielleicht nur in stärkere Beleuchtung gerückt. Wenn wir da nur ein einziges Item neu entdecken oder eine Selbstverständlichkeit zu frischem Bewußtsein beleben, so haben wir unsere Zeit mit dem Aufsätzchen keineswegs verloren.

„Sie sagen," beginnt dessen erster Brief, „es sei so schwer, auch die Bösen zu tragen und sie ganz richtig zu behandeln. Entweder gebe man ihnen zuviel nach, um des Friedens willen, und mache sie dadurch nur noch schlechter und verwegener, oder man werde hart, fast grausam auch gegen die, welche eigentlich bloß Anfänger im Bösen seien und vielleicht durch Güte noch auf die andere Seite hinübergerettet werden könnten. Wie solle man sich also dazu stellen?"

Hilty findet eine Antwort zunächst bei der gewiß kompetenten Heilsarmee, die solche Existenzen „liebe Böse" nennt. Wie den Einfältigen so oft die Gnade der besten Lösung schwieriger Aufgaben geschenkt ist, so hat diese Institution hier in der Tat Ausweg und Form gefunden. Die Ablehnung ihrer Art und die Liebe zum Bruder in ihnen ist damit den Fehlenden in unmißverständlicher Weise ausgedrückt. In dem einen Ausdruck ist die Kluft dargetan und die Brücke darüber gebaut. Die Frage ist beantwortet für alle, die einfachen Sinnes sind. Wie nun aber zweierlei Leute sind, die Einfachen und die Gebildeten, und nach einem glücklichen Wort der Unterschied zwischen beiden darin besteht, daß die Einfachen das Komplizierte und die Komplizierten das Einfache nicht verstehen, so kann sich unser Verfasser, der sich nun einmal die Mission unter den Komplizierten zur Aufgabe gemacht hat, unmöglich hier schon bescheiden. Die Gebildeten sind nämlich bekanntermaßen darüber hinaus, die Menschen ohne weiteres in Gute und Böse zu trennen, und wenn sie es tun, so pflegen sie wenigstens nicht die Geschmacklosigkeit zu begehen, daß sie's ihrem Nächsten anvertrauen, falls sie ihn zu den letztern rechnen; damit hört aber jede offene Arbeit an ihm auf, wenn sie sich nicht gar im Bewußtsein eigener Schwäche in seine Gesellschaft rechnen, was doch, mit Einschränkungen freilich, vorkommt.

Der Sache nach ist nun aber das Problem nicht anders zu lösen. Die Lösung kann nun einmal nur in den elementaren Tiefen gefunden werden, die allen Menschen gemeinsam sind, nur daß es bei den einen größerer Ausgrabungsarbeiten bedarf zur Aufdeckung des erlösenden Schatzes. Unser Autor weiß zu graben.

Den Sprung in den Vorhimmel der „christlichen Liebe" will er keinem zutrauen. Er weiß einen gewöhnlichern, langsamern, aber natürlichern und darum zugänglichern Weg.

Das, was den Menschen das Gemeinsamste ist, wird sie am sichersten binden: das Leiden. Das Erfahren derselben am eigenen Leib bereitet das Mitempfinden für Fremdes vor. Die Rechenschaft, die man sich vom eigenen gibt, wird zum Verständnis des fremden Leidens führen. Wenn dieses Mitfühlen und Verstehen da ist, zum dauernden Bestand unseres Gefühls- und Verstandeslebens, unseres Seelenlebens gehört, mag aus ihm das Pflänzlein Nächstenliebe erwachsen und den Boden bereiten für jene christliche Erhebung über die Erdenschwere. Sehr richtig beschreibt Hilty diesen Ausgangspunkt, das Mitleid als „ein natürliches, ursprünglich angeborenes Gefühl, das keiner Definitionen bedarf wie die Liebe — und auch natürlicher, angeborener und stärker als das Rechtsgefühl."

„Das Mitleid," sagt er weiter, „verleiht auch das richtige Urteil über die Menschen." Selbst das „Liebet eure Feinde" wird uns erschlossen; denn Bemitleiden können und müssen wir jeden. Das Teilnehmen oder Helfen bei andern zieht uns, wie wir vorher vom Arzt vernommen, von uns selbst ab, läßt unser eigenes Leben sich reinigen und gesunden. So reifen wir jenem Ueber-den-Dingen-stehen entgegen, das uns sine ira et studio urteilen, abwägen läßt. Wir sehen dann kein Oder mehr zwischen Recht und Mitleid. Recht und Mitleid heißt es.

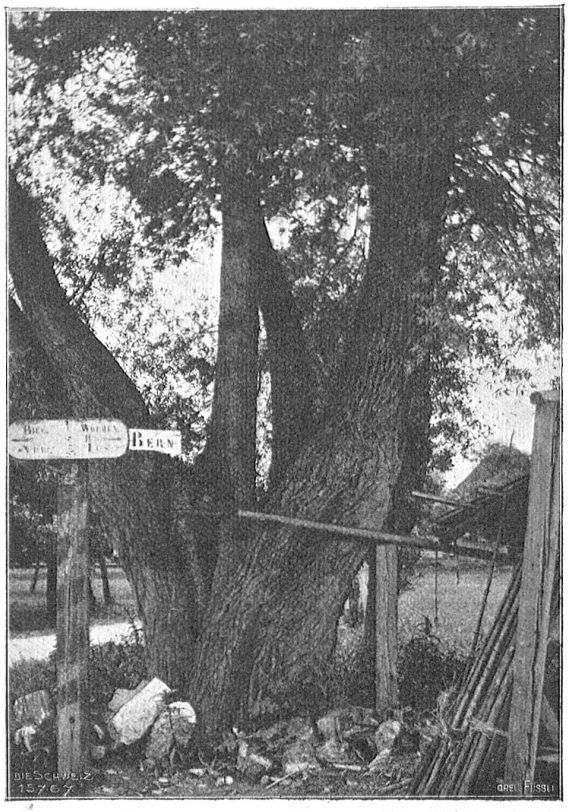
In einem kurzen Ueberblick über das Schicksal der rechtlichen Ordnungsversuche mit ihrem stets so unzulänglichen Resultat zeigt uns unser Führer, daß es dem Recht schlechthin versagt ist, die Beziehungen der Menschen untereinander abschließend zu regulieren. Und wo dies Versagen jeweilen eintritt, da hat der einzelne, hat die Persönlichkeit einzusetzen. Darauf kommt es dann an, beim Richter wie bei jedem andern Menschen, daß der einzelne selbst geschult ist im Verstehenlernen und Danach-Abwägen. Wenn dann der Gerechtigkeit das Ihre geworden, die Leistung des Mindestmaßes von Sühne eintritt, hat dann das Mitleid das Wort, „das heißt: die Hilfe".

* * *

Glück im Unglück ist es schon, wenn wir lernen, uns vom eigenen Leiden abzuwenden und dafür unsern Mitmenschen an ihrem Kreuz tragen helfen. „Glück im Unglück" ist eine zweite Serie dieser Briefe überschrieben. „Darüber hätte ich eigentlich meines Erachtens schon mehr als genug geschrieben, was das Unglück für eine Bedeutung in unserem Leben hat und daß es gar nicht möglich ist, sich von dem gewöhnlichen Weltschlaf frei zu machen und zu einer höhern geistigen Stufe emporzusteigen, ohne öfter durch den Schmelzofen irgendeines Leidens gegangen zu sein, wobei Krankheit noch der leichteste Fall ist." (Man vergleiche vor allem „Epiktet" und „Glück" im ersten, „Stufen des Lebens" im zweiten, „Qui peut souffrir, peut oser" im dritten Band „Glück"). „Aber ich weiß auch ganz wohl, daß so reden oder schreiben nicht schwer fällt, wenn das Leiden für einmal vorübergegangen ist, während in den Zeiten, in denen es intensiv besteht, der Mensch eben anders denkt. Ohne das hätte es auch gar keinen Sinn; es soll den Charakter stärken und die relative Festigkeit des bereits Gewonnenen dem Menschen selber klar machen. Für Marmorstatuen oder vollkommene Stoiker, wenn es solche gibt, hätte es keinen Zweck."

Sehr richtig denkt der Verfasser, um vom Unglück miteinander zu reden, müßte man zusehen, was ein jeder der beiden Korrespondenten unter Glück versteht. Es ist eine Glaubensfrage. Wir kennen Hiltys Glauben. Er steht durchaus auf dem Boden der christlichen Heilslehre. Wenn wir seine Quellen kennen, werden wir über den wesentlichen Inhalt einer so überschriebenen Abhandlung ohne weiteres im klaren sein. Die Erscheinungsformen des Menschenlebens mögen sich noch soviel ändern, es gibt keine Antwort auf das Fragen. Es läßt sich mit materiellen Mitteln kein Fortschritt erreichen in der Richtung nach einem von Leiden verschonten, sorgenfreien Zustand. Wir greifen also aus dieser Serie, die uns als Ganzes wenig Neues bietet, die eine und andere Stelle heraus.

„Sie tragen ihre Leiden auch für andere." Wie sie sie tragen, ihre eigenen, darin können tapfere Menschen im Beispiel große Wohltat am Nächsten leisten. Das rechnet Hilty auch ganz direkt zur Lebensaufgabe; eine Verantwortung haben wir dafür wie für einen eigentlichen Besitz. Wie doch immer der Gedanke an die andern alles Erziehen am Menschen herum beherrschen muß! Wie gut es gespielt werde, das Leben, darin sieht auch Seneca die Kardinalfrage. Recht ehrlich läßt Hilty mit praktischem Eudämonismus rechnen. Hier ganz ehrlich will er die Diskussion mit dem Materialismus annehmen. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Und er



Weißweide mit Rottanne an der Landstraße nach Studen unweit Biel (Phot. Adolf Stäger, Bern).
Die Rottanne ist inmitten des Weidenwipfels an ihrem schlanken Wuchs leicht zu erkennen.

kennt seine Leute. „Wenn die Christen um die Hälfte weniger predigten und agitierten und dafür um das Doppelte reicher an fröhlichem Mut und siegreicher Kraft gegenüber allen Leiden und Schwierigkeiten des Lebens wären, so wären wir längst über alle Häckelschen Lebensrätsel hinaus. Daran fehlt es."

Wir finden dann wieder ausgeführt: was wir im Unglück an Menschenkenntnis, was wir an der Arbeit für Segen zur Ueberwindung des Leidens gewinnen, welch großen Teil daran die Furcht davor und das Nachgeben gegen Stimmungen hat, wie wir gerade zu unserer Vertiefung und Erhebung sozusagen auf das Unglück angewiesen sind und ein dauernd ungetrübtes Dahinleben weder möglich noch zuträglich ist, u. s. w.

(Fortsetzung folgt).

Das Baumwunder von Petinesca.

An der alten Römerstraße, die durch das große Moos zwischen Neuenburger-, Murtner- und Bielersee nach Solodurum (dem heutigen Solothurn) führte, lag hart an dem Dörfchen Studen unweit von Biel und am Fuße des Jensberges Petinesca, eine altrömische Militärstation mit bürgerlichen Niederlassungen. Man hat daselbst nicht nur Gebäudereste, sondern auch Spuren eines Backofens und einen anstoßenden Raum zum Mahlen des Getreides sowie verschiedene Werkzeuge und Schmuckgegenstände aus Bronze und Eisen, eine Aschenurne und Tonscherben mit Zeichnungen zutage gefördert, die uns Nachrichten aus jenen fernen Zeiten übermitteln. — Doch wenden wir uns der Gegenwart zu. Hart an der Landstraße nach Studen gewahren wir eine dickstämmige Weißweide mit riesiger Krone. Der Baum ist nie „geköpft" gewesen, wie man das an den meisten Weiden sonst zu sehen gewohnt ist. Aber der dicke Stamm klafft oben, wo er seine Aeste abgibt, auseinander, und aus seinem Innern steigt kerzengerade eine wohl dreißig Fuß hohe und ein Fuß dicke Rottanne in den Weidenwipfel empor, sich mit ihm so innig vermählend, daß man auf den ersten Blick des Wunders gar nicht ansichtig wird. — Der Weidenstamm ist jetzt hohl, sodaß die Tannenwurzeln ihre Nahrung direkt aus der Erde ziehen können; aber der Hohlraum kann zu unterst nicht groß sein; denn die Weide macht noch lange nicht den Eindruck des Zerfalls. Wie die Tanne zu ihrer Nahrung kam, bevor der Weidenstamm durchbohrt war, das ist ein Rätsel.

Eine alte Frau des Bauernhauses, das von dem Zwillingsbaum beschattet wird, erzählte mir, die Tanne sei jetzt vierzig Jahre alt, sie habe sie als kleines Bäumchen schon auf der Weide gesehen. Daß die Weide schon damals hohl gewesen, ist nicht anzunehmen; denn die Tannenwurzeln füllen den Innenraum des Weidenstammes knapp aus. Man muß vielmehr annehmen, die Tanne habe sich nach und nach durch das weichere Weidenholz hindurch im Drang nach Nahrung einfach Bahn gebrochen. Am Anfang, das heißt viele Jahre hindurch mußte sie sich aus dem bißchen Humus ernähren, der sich zwischen den Astwinkeln angesammelt haben mochte, bis ihre Wurzelspitzen endlich das Erdreich direkt erreichten. Wie unendlich genügsam die Tanne unter Umständen sein kann, ist hinlänglich bekannt; man betrachte nur die zwischen den Felsblöcken eingezwängten Nadelhölzer unserer Alpen.

Auf den Weiden gedeihen eine große Anzahl höherer Blütenpflanzen, Kräuter und Sträucher, als: Erdbeeren, Löwenzahn, Stachys, Günsel, Nachtschatten, Stachelbeeren, Vogelbeeren u. s. w. Schlechtere Bedingungen zur Existenz müssen die Kletterpflanzen antreffen; denn ich selbst fand ein einziges Mal auf einer Kopfweide einen Hopfen wuchern, obwohl ich mich seit längerer Zeit mit der Flora auf unsern Bäumen befasse. Auch Tännchen sind auf Weiden sowohl als auf andern Bäumen nur selten zu finden. Holmboe, ein norwegischer Forscher, der sozusagen alle Bäume seiner Heimat absuchte, konnte ein einziges Mal die Keimpflanze einer Tanne auf der Birke und zwei weitere kleinste Keimpflänzchen auf der Ulme konstatieren. Vom Keimpflänzchen bis zur vollen Entwicklung eines dreißig bis vierzig Fuß hohen Baumes mit vollem Wipfel ist aber noch ein weiter Weg, und kein Mensch wird voraussagen können, ob jene drei Keimpflanzen in Norwegen je über ihre erste Jugend hinauskommen werden oder nicht. Um so staunenswerter ist unser Fall in Petinesca, und wir glaubten ihn einem weitern Leserkreis bekannt machen zu sollen, bevor die dortige Gegend etwa durch Hinwegräumen des Sonderlings „verschönert" wird. Solche Dokumente der Natur haben ebensogut Berechtigung, erhalten zu werden, wie alte römische Ziegelsteine und Mauerüberreste.

Dr. Robert Stäger, Bern.

Runzeln.

Seh' ich dich in Feierabendruh,
Kraus das Antlitz, voller Falten, Runzeln,
So dein Pfeifchen rauchen, still mit Schmunzeln:
Wie verehrungswert, wie lieb bist du!

Diese Runzeln, dieses Faltenspiel,
Diese Kummer-, diese Sorgengarben,
Diese Wunden, diese Lebensnarben,
Ach, sie geben mir zu denken viel!

Denn von ihnen — o, ich fühl's zu gut —
Die das Antlitz dir zerschnitten haben,
Hab' ich manche selber eingegraben
Einst in jugendlichem Uebermut!

Nimmer mach' ich diese Narben glatt;
Immer werden sie, wie alte Fahnen,
An Vergangnes mich, Versäumtes mahnen,
Kreuzen gleich auf stiller Friedhofstatt!

Laß mich darum deines Alters Ruh
Mit den purpurroten Blütendolden
Meiner Reu' und Liebe dir vergolden,
Lieber, guter, alter Vater du!

Möge dieses doch vergönnt mir sein:
Dir auf deiner Wangen Schlachtgefilde
Hinzuzaubern, als ein Lächeln milde,
Eines späten Glückes Friedensschein!

Arthur Zimmermann, Oerlikon.